

1708
J.
aus - 10 Jahre
Krieg - Sib -
Juni 29/15

A = Jäch, Ernst

Der Deutsche Krieg

Erstes Heft

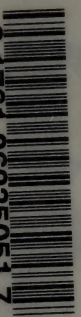
Paul Rohrbach:
Warum es der
Deutsche Krieg
ist!

JUN 3 1915
UNIVERSITY OF TORONTO

Politische Flugschriften
Herausgegeben von Ernst Jäch

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart - Berlin

3 1761 06235051 7



Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften

Herausgegeben von

Ernst Jäckh

Die Hefte erscheinen in zwangloser Folge zum Preise von
50 Pf. für jedes Heft

Zunächst erscheinen:

1. Heft: **Paul Rohrbach**, Warum es der Deutsche Krieg ist!
2. Heft: **Friedrich Naumann**, Deutschland und Frankreich.
3. Heft: **Prof. Dr. Becker**, Deutschland und der Islam.
4. Heft: **Gottfried Traub**, Der Krieg und die Seele.
5. Heft: **M. Erzberger**, M. d. R., Die Mobilmachung.
6. Heft: **Agel Schmidt**, Berlin, Die russische Sphinx

Weiter haben folgende Mitarbeiter je eine Flugschrift übernommen:

Dr. Gertrud Bäumer, Berlin: Der Krieg und die Frau

Björn Björnson, Berlin

Fürst Bernhard von Bülow

Professor Dr. Frhr. von Dungern: Das rumänische Rätsel

Professor Dr. Gudden, Jena: Die weltgeschichtliche Bedeutung des
deutschen Geistes

Professor Dr. Goeh, Straßburg: Die italienische Frage

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz

Professor Dr. Haller, Tübingen

Dr. Ernst Jäckh, Berlin: Deutsch-türkische Bundesgenossenschaft

Professor Dr. Kampffmeyer, Berlin: Nordafrika

Professor Dr. Lehmann-Haupt: Von Waterloo bis St. Quentin

Geheimrat Professor Dr. C. Marks, München

Professor Dr. Meinecke, Berlin

Geheimrat Dr. H. Nuthesius, Berlin: Der Wille zur deutschen Form

Professor Dr. H. Duden, Heidelberg

Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.

Graf zu Reventlow, Berlin: Der englische Feind

Professor Dr. Roloff, Gießen

Bankdirektor Dr. Schacht, Berlin

Dr. Karl Schäfer, Berlin: Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen

Geheimrat Professor Dr. von Schulze-Gävernitz, Freiburg

Geheimrat Professor Dr. Sering, Berlin

Syndikus Dr. Strefemann: Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland

Direktor Dr. Frh. Wichert, Mannheim: Die formenden Kräfte des neuen
Deutschlands

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

In unserem Verlag erscheint:

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften

Herausgegeben von

Ernst Jäckh

Die Hefte erscheinen in zwangloser Folge zum Preise von
50 Pf. für jedes Heft

Unsere ersten Kenner auf dem Gebiet der Auslandspolitik und Kulturpolitik vereinigen sich in diesen Flugschriften, um die Aufgaben unserer großen Zeit lebendig und fruchtbar zu gestalten. Die Grundlage ist die Frage, warum dieser Krieg „Der Deutsche Krieg“ geworden ist, wie er kam, wie er geführt wird; welche Kräfte sich in Deutschland offenbaren, militärisch, wirtschaftlich, politisch, in der Frauenwelt; dann der Reihe nach: unsere Feinde, die Neutralen, unsere Bundesgenossen; die Welt des Islams; die Frau im Krieg usw. Alle diese verschiedenen Darstellungen einigt der gemeinsame Wille, dem deutschen Volk die ihm gebührende Stelle in der Welt dauernd zu sichern. Diese Flugschriften werden die besten Wegführer in das neue Deutschland, in das größere Deutschland sein.

Die Wahl des Herausgebers, der als der Vertraute des verstorbenen Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter bekannt geworden ist, und der Mitarbeiter bürgt dafür, daß diese Sammlung voll auf den Erwartungen entspricht, die man an sie zu stellen berechtigt ist: sie wird nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich die erste Darstellung all der politischen und wirtschaftlichen, militärischen und kulturellen Fragen sein, die das deutsche Volk jetzt bewegen.

Zunächst erscheinen:

1. Heft: **Paul Rohrbach**, Warum es der Deutsche Krieg ist!
2. Heft: **Friedrich Naumann**, Deutschland und Frankreich.
3. Heft: **Prof. Dr. Becker**, Deutschland und der Islam.
4. Heft: **Gottfried Traub**, Der Krieg und die Seele.
5. Heft: **M. Erzberger**, M. d. R., Die Mobilmachung.
6. Heft: **Agel Schmidt**, Berlin, Die russische Sphinx.

Weiter haben folgende Mitarbeiter je eine Flugschrift übernommen:

Dr. Gertrud Bäumer, Berlin: Der Krieg und die Frau

Björn Björnson, Berlin

Fürst Bernhard von Bülow

Professor Dr. Frhr. von Dungern: Das rumänische Rätsel

Professor Dr. Guden, Jena: Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes

Professor Dr. Goek, Strassburg: Die italienische Frage

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz

Professor Dr. Haller, Tübingen

Dr. Ernst Jäckh, Berlin: Deutsch-türkische Bundesgenossenschaft

Professor Dr. Kampffmeyer, Berlin: Nordafrika

Professor Dr. Lehmann-Haupt: Von Waterloo bis St. Quentin

Geheimrat Professor Dr. C. Marks, München

Professor Dr. Meinecke, Berlin

Geheimrat Dr. H. Muthesius, Berlin: Der Wille zur deutschen Form

Professor Dr. H. Onken, Heidelberg

Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.

Graf zu Reventlow, Berlin: Der englische Feind

Professor Dr. Roloff, Gießen

Bankdirektor Dr. Schacht, Berlin

Dr. Karl Schäfer, Berlin: Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen

Geheimrat Professor Dr. von Schulze-Gävernitz, Freiburg

Geheimrat Professor Dr. Sering, Berlin

Syndikus Dr. Strefemann: Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland

Dr. Fritz Wichert, Mannheim: Die formenden Kräfte des neuen Deutschlands

Bestellzettel

Unterzeichneter bestellt hiermit bei der Buchhandlung

..... **Der Deutsche Krieg.** Politische Flugschriften.

Herausgegeben von **Ernst Jäckh.**

Heft 1 ff. zum Preise von je 50 Pf.

und ersucht um Zusendung unter Nachnahme — Betrag folgt durch Postanweisung

Name und Stand:

Wohnort, Straße und Hausnummer:

Dieser Bestellschein kann in offenem Kuvert, mit einer Pfennig-Marke frankiert, durch die Post versandt werden, sofern er lediglich die Bestellung und die Adresse des Bestellers, sonst aber keine weiteren Mitteilungen enthält.

Der Deutsche Krieg

Politische Flugschriften

Herausgegeben von

Ernst Jäckh

Erstes Heft



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1914

Warum es der Deutsche Krieg ist!

Von
Paul Rohrbach



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1914

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1914
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Die großen Kriege haben in der Weltgeschichte jeder seinen Namen. Wir sprechen von den Perserkriegen, vom Peloponnesischen, vom Dreißigjährigen Kriege. Der Krieg, den wir heute führen, wird von der Geschichte als der „Deutsche Krieg“ gebucht werden. Darf ich versuchen, hier auseinanderzusetzen, warum dies der richtige, ja der einzig mögliche Name für diesen Weltkrieg ist: der Deutsche Krieg?

Deutschlands Geschichte ist viele Jahrhunderte hindurch vom politischen Auseinandergehen der deutschen Stämme erfüllt gewesen. Die Generation erst, die vor uns liegt, hat den Durchbruch der deutschen Einheitsbewegung erlebt. Wenn man will, so kann man damit zurückgehen bis auf die Freiheitskriege, aber es fehlte doch viel daran, daß in jener großen Bewegung der Gedanke an die politische Einigung alles von deutschen Menschen bewohnten Landes zur durchschlagenden Idee geworden wäre. Bei manchen, bei den Besten ja, aber lange nicht bei allen! Man hatte die Vorstellung: Sind wir wieder frei von der Fremdherrschaft, so werden bessere Zeiten für das deutsche Volk kommen. Aber bestimmt umrissene Bilder, wie die bessere Zeit politisch aussehen solle, begannen sich erst während der Menschenalter nach den Freiheitskriegen zu gestalten, und lange stritten die „Großdeutschen“ und die „Kleindeutschen“ miteinander — die einen, die auch Österreich mit nach Deutschland hineinhaben wollten; die anderen, die sich von Österreich scheiden und Preußen die Führung Deutschlands anvertrauen wollten. Wie es bei allen großen Ereignissen der Geschichte zu gehen pflegt, so mußte letzten Endes auch

für uns Deutsche im Kopf eines einzigen überragenden Mannes das konkrete und politisch verwirklichtbare Bild entstehen: so sollen die Dinge aussehen! Erst als Bismarck die Zügel der deutschen Geschichte ergriff, wurde die deutsche Einheit wirklich. Strenggenommen ist sie es auch heute noch nicht ganz, denn wir haben, was wir Einigung nennen, in den Jahren 1870/71 mit dem Verzicht auf die Zusammengehörigkeit mit den zehn Millionen Deutschen in Österreich erkaufen müssen. Es geht also immer noch eine politische Scheidelinie durch das Deutschtum hindurch — aber sie war und sie ist notwendig um des Deutschtums im höheren Sinne, um des deutschen Gedankens willen.

Trotzdem daß ein so großer und wichtiger Teil des deutschen Volkstums abgetrennt blieb, sind die Folgen des politischen Zusammenschlusses der deutschen Stämme bis auf die Deutsch-Österreicher auf allen Gebieten gewaltig gewesen, auf geistig-kulturellem wie auf wirtschaftlichem. Wie groß sie gewesen sind, das lernen wir am besten, wenn wir einige Daten von einstmals und von jetzt vergleichen. Noch in den achtziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts, damals, als die deutsche Kolonialbewegung zuerst ihre Flügel regte, betrug im Mittel eines Jahrzehnts die Auswanderung aus Deutschland im Jahre 150 000 Seelen, und sie stieg einmal bis auf 230 000, die Hälfte des damaligen durchschnittlichen Jahreszuwachses der Bevölkerung überhaupt. Damals zählte Deutschland erst einige 40 Millionen Menschen, heute nahezu 70 Millionen. Heute beträgt unser jährlicher Zuwachs nicht mehr 400 000 Menschen jährlich, sondern mehr als das Doppelte. Während wir also vordem nicht entfernt imstande waren, unseren Zuwachs ganz bei uns zu halten, sondern einen großen Teil auswandern lassen mußten, damit er seinen Lebensunterhalt anderweitig finde, kommen wir jetzt bei einer ums Doppelte gestiegenen

Vermehrung nicht einmal mehr mit den Menschen aus, die uns zugeboren werden! Wir behalten sie alle da, denn die Auswanderungsziffer von 15000 jährlich, die wir aufweisen, ist für ein Siebzigmillionenvolk praktisch gleich Null, und wir ziehen noch eine gewaltige Anzahl von Arbeitskräften aus dem Auslande hinzu. Jahr für Jahr wächst der Einwanderungsüberschuß in Deutschland. Daraus geht hervor, daß unser Lebensspielraum im Vergleich zu früher viel reicher und größer geworden ist.

Fragen wir uns, woher diese merkwürdige Erscheinung kommt, so liegt die Antwort, äußerlich betrachtet, auf wirtschaftlichem Gebiete. Ich sage hier absichtlich „äußerlich betrachtet“ — der inneren Frage treten wir noch nachher näher. Die Handelsbewegung Deutschlands, Aus- und Einfuhr, betrug zwischen 1871 und 1880 etwa 5 Milliarden Mark. Im Jahre 1912 aber war sie auf 21 Milliarden, das heißt auf mehr als das Vierfache, gewachsen. Wenn wir sie näher betrachten, so sehen wir, daß mehr als die Hälfte der eingeführten Waren Rohstoffe sind, zur Verarbeitung durch unsere Industrie bestimmt; von den Gütern aber, die von uns hinausgehen, sind zwei Drittel Fabrikate, aus diesen Rohstoffen hergestellt und zum Verkauf im Auslande bestimmt. Halten wir uns das vor Augen, so sehen wir, woher der materielle Aufschwung kommt, der uns den Nahrungs- und Mehrungs spielraum erweitert.

Wovon leben wir und wovon sparen wir? Eben von dem Ertrage unserer Arbeit, indem wir in die eingeführten Rohstoffe Intelligenz, Erfindung, Geschicklichkeit, Schulung hineinlegen und dadurch Mehrwerte schaffen. Diese umgeschaffenen Werte senden wir über die Grenze: sie erscheinen den Leuten draußen kaufenswert, und man nimmt sie uns ab. Allerdings dürfen dabei auch nicht die großen Werte vergessen

werden, die dem deutschen Boden entspringen. Wenn wir heute auf demselben landwirtschaftlich-technischen Standpunkt ständen wie noch vor zwanzig Jahren, so müßten wir einen großen Teil unsres industriellen Arbeitsverdienstes an das Ausland abgeben, um Brot zu kaufen. Wir haben auf landwirtschaftlichem Gebiete die merkwürdige Erscheinung erlebt, daß wir als Volk von 70 Millionen beinahe weniger Getreide importieren, als wir mit 50 Millionen importiert haben, weil der deutsche Acker um soviel besser ausgenutzt wird.

Was haben diese Dinge mit dem Deutschen Kriege zu tun? Viel! Vor allen Dingen das, daß wir auf diese Art und Weise, durch den Wandel unserer Existenzbedingungen, immer entschiedener zu Konkurrenten desjenigen Volkes wurden, das vor uns allein, oder so gut wie allein, auf diese Weise gelebt hatte: England!

Die große Epoche der Napoleonischen Kriege schloß damit ab, daß alle diejenigen europäischen Völker, die früher auch eine Seemacht und überseeische Besitzungen gehabt haben, Frankreich, Spanien, Holland usw., diese Besitzungen zum größten Teil verloren hatten, verloren zugunsten Englands. Auch Handel, Seefahrt und Industrie waren bei ihnen gegen früher gesunken. England war die einzige Nation, die noch große Seeinteressen besaß und eine große Flotte, um seinen Handel zu schützen. Eigentümlicherweise verband sich dieses Ergebnis der Napoleonischen Kriege zugunsten Englands damit, daß die Vorläufer unserer modernen Arbeits- und Verkehrsmaschinen teils in England erfunden, teils in England zuerst im großen ausgenutzt worden sind. Das diente zur Förderung der Industrie, des Handels und der englischen Seeherrschaft. Es schien also damals, als ob die überlegene Technik, das überlegene Kapital und die überlegene Flotte in den Händen einer einzigen Nation zusammenarbeiten sollten, um dieser Nation

dauernd das Übergewicht auf der Erde zu sichern. Die Erfindungen, die am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts in England gemacht wurden, waren mit allen ihren Folgen derart wichtig, daß es nur natürlich war, wenn einige Menschenalter später gesagt wurde: die Welt wird reißend schnell englisch. In der That: wenn irgendwo europäische Kultur, Wissenschaft und Sprache in ferne Länder jenseits des Ozeans getragen wurden, nach China, Indien, Südamerika, so kamen sie im englischen Gewande. Kein Wunder, daß in- folgedessen den überseeischen Völkern europäische und englische Kultur ein gleicher Begriff zu werden begann.

Wer also um 1860 oder 1870 in der Welt Umschau hielt, hätte schwer sagen können, auf welche Weise die zukünftige Weltkultur wohl anders werden sollte als englisch. Die Franzosen kamen nicht in Betracht, die Spanier hatten den Höhepunkt ihrer Geschichte weit hinter sich, die Holländer, Portugiesen desgleichen. Bei den Russen konnte von Kultur überhaupt keine Rede sein, und Deutschland schien zerspalten, ohne Zukunft dazuliegen. Sagte doch damals, als von einer deutschen Flotte zuerst die Rede war, ein englischer Staatsmann höhnisch: die Deutschen mögen sehr gute Gaben haben, den Boden zu pflügen und mit den Wolken zu segeln, aber noch nie im Laufe der Geschichte haben sie die Fähigkeit gezeigt, die See oder auch nur die Küstengewässer zu be- fahren!

Wie ist das zu erklären, daß dieser scheinbare Mangel des deutschen Volkes so vollständig beseitigt worden ist und Deutschland in so kurzer Zeit einen Aufschwung genommen hat, der es immer stärker als Konkurrenten an die Seite Eng- lands brachte?

Der Grund dafür ist unsere Schulung, unsere Art, metho- disch zu arbeiten. Ich entsinne mich noch, wie ich als junger

Student im Kolleg saß und Treitschke uns sagte: Die Deutschen sind das Volk, bei dem eigentlich immer die eine Hälfte die andere examiniert! Wir brauchen nur um uns zu blicken, so wird uns klar, wie unser Bildungssystem durch „Prüfungen“ zu „Berechtigungen“ und durch immer neue Prüfungen zu neuen Berechtigungen fortschreitet. Es gibt nicht viele Deutsche oberhalb der Volksschulhöhe, die nicht irgendein Examen gemacht hätten. Dies System ist natürlich ein Unglück für Menschen, die keine Examensnaturen sind, aber die meisten unter uns ertragen den Zwang, und die unerbittliche Schulung der deutschen Menschheit, die jeder, der etwas im Leben sein will, durchzumachen hat, führt neben manchem Unerfreulichen auch dazu, daß bei uns ein sehr hoher Stand der durchschnittlichen Bildung vorhanden ist. So finden der deutsche Handel, die deutsche Industrie, wo sie auch immer hingreifen, um sich ihren jungen Nachwuchs zu holen, überall ein vergleichsweise hochgeschultes Material. In England, in Amerika, in Frankreich ist es anders. Dort herrschen nicht eine so unerbittliche Disziplin und nicht so hoch gesteigerte Anforderungen. Die Steigerung des Wissens bei uns entsteht durch die gesteigerten Ansprüche, die gestellt werden. Kann einer etwas gut, so bemüht sich der Nächste, noch Tüchtigeres zu bieten. Dies ist der eigentliche Grund dafür, daß wir so außerordentlich leistungsfähig geworden sind.

Bereits am Ende der neunziger Jahre hatte unsere Leistungsfähigkeit auf dem Weltmarkte im Wettbewerb mit England einen solchen Grad erreicht — obwohl wir naturgemäß noch weit hinter unserer jetzigen Stärke zurückstanden —, daß eine englische Zeitung, die „Saturday Review“, den berühmten Satz brachte: „Wenn Deutschland heute vernichtet wird, so gibt es keinen Engländer, der dadurch morgen nicht um so viel reicher geworden wäre! Völker haben jahrelang

um Städte und Erbfolgen Krieg geführt, sollten sie nicht Krieg führen um einen Handel von Milliarden? Aus tausend Eifersüchteleien wird sich schließlich ein ungeheurer Krieg entzünden, und das Ende wird die Niederlage Deutschlands sein. Welche Nation könnte es leichter dahin bringen als England? Dann werden wir die Völker Europas einladen: da liegt Deutschland, kommt, nehmt euch jeder ein Stück davon!“ Das wurde geschrieben im Jahre 1897.

Einige Jahre später sagte ein Mitglied des englischen Marineministeriums bekanntlich, wenn England nur den Entschluß fassen wollte, Deutschland klein zu machen, so würden die Deutschen zugleich mit der Nachricht vom Kriegsausbruch erfahren, daß sie eine Flotte gehabt hätten. Recht freundlich von einem Unterstaatssekretär und nicht etwa privatim gesagt, sondern öffentlich bei einem Bankett. Man beschwerte sich natürlich von unserer Seite, doch es wurde von England nicht etwa eine Entschuldigung ausgesprochen, sondern in echt englischer Weise ganz einfach behauptet, „das und das wäre nie gesagt worden“!

Noch einmal erinnern wir uns heute an die Worte: wenn Deutschland aus der Welt verschwinde, so gebe es keinen Engländer, der dadurch nicht reicher würde, und wenn man Deutschland angreife, so müsse es mit zermalmender Plötzlichkeit geschehen. Seitdem ist zwischen Deutschland und England, von Nation zu Nation und von Privaten zu den Kollegen von der anderen Seite, viel hin und her geredet worden. Einmal klang es mehr nach Versöhnung, das andere Mal mehr nach Streit! Das Unglück war nur, daß die unverantwortlichen Leute, die friedliebenden Naturen, die Pastoren und Professoren hüben und drüben, stets für Frieden, Versöhnung und gute Freundschaft sprachen, man aber leider diesen Ton nie aus den politisch führenden Kreisen hörte! Sprach sich

mal ein Minister oder ein einflußreiches Parlamentsmitglied darüber aus, so klang, was er sagte, stets viel kühler. Der Grundton in den maßgebenden Kreisen Englands war uns gegenüber doch immer Mißtrauen, Zurückhaltung, kaum verhehlte Feindseligkeit.

1911 kamen wir mit den Franzosen wegen Marokko aneinander. Frankreich wandte sich an England mit der Frage: sollte es nicht jetzt an der Zeit sein, gemeinsam gegen Deutschland vorzugehen und den lange vorbereiteten Plan zur Ausführung zu bringen? Es wurde vorgeschlagen, die berühmte Expeditionsarmee von 160 000 Mann zu bilden und sie durch das neutrale Belgien gegen Deutschland zu schicken. Daß dies nicht geschehen ist, war in erster Linie eine Folge davon, daß die englische Admiralität zweifelte, ob die Beförderung einer solchen Truppenmasse den deutschen Seestreitkräften gegenüber garantiert werden könne. Es mögen auch noch andere Erwägungen mitgesprochen haben; jedenfalls stimmte man in England, unmittelbar nachdem die Krisis ihre äußerste Schärfe erreicht hatte, den feindseligen Ton gegen Deutschland herab, ja man erklärte sich im Gegenteil zur Verständigung bereit.

Damit begannen nun die berühmten, zweieinhalb Jahre hindurch fortgesetzten deutsch-englischen Ausgleichsverhandlungen, von denen man heute noch nicht sagen kann, ob die englische Regierung sie von Anfang an als eine bloße Falle für uns gemeint hat, um uns in Sicherheit zu wiegen, bis der Überfall um so plötzlicher und wirksamer ausgeführt werden könne, oder ob man ehrlich das Ziel einer gegenseitigen Interessenabgrenzung verfolgt hat, die beiden Teilen gerecht werden sollte. Der Augenschein sprach fast für das letztere. Jedenfalls sind sowohl über den Orient als auch über Afrika formelle und für Deutschland nicht ungünstige Verträge ge-

geschlossen und unterschrieben worden. Über ihre Veröffentlichung wurde noch verhandelt, als plötzlich die Krisis ausbrach.

Von der französischen Seite her haben wir, anders als bei England, von Anfang an gewußt, daß Frankreich unser offener Gegner war. Deutsche und Franzosen haben sich eigentlich dauernd durch die Jahrhunderte hindurch in Waffen gegenübergestanden. Bis zu den Freiheitskriegen war das Übergewicht auf der französischen Seite. Als Preußen die Schlacht von Königgrätz gewonnen hatte, ertrug es die französische Eitelkeit oder der französische Nationalstolz nicht, daß Frankreich womöglich seinen Platz als führende Macht in West- und Mitteleuropa an Preußen-Deutschland abgeben sollte. Napoleon III. versuchte die französische Kompensation erst auf dem Wege zu erreichen, daß er Belgien einsteckte, aber Bismarcks Widerspruch machte das unmöglich. Aus dem Ruf „Revanche pour Sadowa!“ (Königgrätz) erwuchs schließlich der große Krieg, der das geeinte Deutschland und den französischen Gegner zum ersten Male allein für sich einander gegenüber sah. Wir müssen es den Franzosen lassen, daß sie vom Tage des Frankfurter Friedens an uns offen erklärten: Mit diesem Friedensschluß betrachten wir den Streit keineswegs als ausgetragen! Wir geben uns für heute besiegt, aber sobald die Gelegenheit günstiger ist, holen wir uns Genugthuung von euch! Dieser Politik der Rache diente vor allen Dingen das Bündnis mit Rußland, das zu keinem anderen Zweck geschlossen wurde, als uns den Krieg zu erklären, sobald Rußlands Interessen ihn eines Tages gleichfalls ermöglichen oder fordern sollten. Man muß zugeben, daß dieser französische Standpunkt nobler ist als der brutale englische Satz: Wenn die deutsche Konkurrenz beseitigt wird, so sind wir Engländer morgen in Pfunden und Schillingen um soundso viel reicher! Jede große Nation hat das Recht, sich ihre Machtziele nach ihrem Willen

und nach ihren Kräften zu stecken. Es gehört nur eins dazu, nämlich, daß sie ihre Kräfte auch richtig bemisst. Keineswegs handelt es sich dabei nur um die materiellen Dinge, um Heeresziffern, Geschützkaliber und Festungen, sondern auch um die Elemente der moralischen Stärke. Diese eben haben bei Frankreich nicht genügt. Wenn ein Volk aus Furcht vor Opfern an Arbeit, Unbequemlichkeit und Vermögen sich selber davon zurückhält, so viel Kinder zu erzeugen und zu erziehen, wie es braucht, um seinen nationalen Gedanken in der Welt durchzusetzen, so darf es sich nicht darüber wundern, wenn ihm im entscheidenden Augenblick die Kräfte versagen. Das sicherste Fundament für den Nationalstolz ist die Fruchtbarkeit der Ehe.

Die englische Seeräuberseele und der französische Chauvinismus konnten nicht anders, als sich suchen und finden. England sagte: der Deutsche fabriziert uns zu viel und verkauft uns zu viel, er macht zu viel Geschäfte, die von Rechts wegen uns gehören sollten. Frankreich sagte: ich bin von alters her die „Grande Nation“ und will meinen Platz von Deutschland wiederhaben. So einten sich Franzosen und Engländer innerlich gegen uns und schlossen ihren Bund.

Endlich Rußland. Jahrhunderte hindurch ist es wie eine Art der Überlieferung gewesen: deutsch-russische Freundschaft! Rußland leidet aber unter dem Verhängnis, daß es keine eigene Kultur sich hat schaffen können. Es gibt eine englische, französische, deutsche Kultur, und jedes wirkliche Kulturvolk hat auf Grund seiner Kultur sich innere Werte zu erwerben gewußt. Solche inneren Werte fehlen den Russen. Die Russen können daher als Nation nicht ruhig sein, wenn sie nicht nach außen hin Erfolge erzielen. Der Drang, irgendwie mit den eigenen nationalen Leistungen zufrieden zu sein, ist jedem Volkstum eigen, und wenn keine Möglichkeit vorhanden ist, auf eine Kulturleistung stolz zu sein, dann drängt der nationale

trieb nach außen, dann treibt er zur Expansion. Rußland steckte sich am Ende des 19. Jahrhunderts ein neues Ziel im fernen Osten, und um seinetwillen wurde die Sibirische Bahn gebaut. England aber hat beizeiten dafür gesorgt, daß Rußland sich rechtzeitig wieder auf seine alte Aufgabe im Orient besinnen mußte. Wenn Rußland dazu gebracht wurde, daß es sein Augenmerk wieder auf die Balkanhalbinsel und Kleinasien richtete, so mußte es dadurch nicht nur mit Deutschland, sondern auch mit Österreich-Ungarn aneinander geraten. Unweigerlich mußte dann wieder die alte Fahne des Panlawismus aufgerollt werden mit dem Wahlspruch: Rußland gebührt die Führung der Slawenwelt. Ein großer Teil der Slawen gehört aber zu Österreich; ein anderer wohnt auf der Balkanhalbinsel außerhalb der russischen Gemeinschaft. Von Osten wie von Süden aus muß der Panlawismus Österreichs Lebensinteressen zerschneiden, denn wenn Rußland die Balkanhalbinsel beherrscht, so umgibt es Österreich auf zwei Seiten. Am gefährlichsten ist die serbische Frage. Der größere Teil der Serben wohnt nicht in Serbien, sondern in Österreich-Ungarn; also galt es für Rußland vor allem, die Serben unter seiner Vorherrschaft zu vereinigen, um so das große Ziel zu erreichen: Gewalt über alle Slawen!

So stellte die Orientpolitik zunächst Rußland und Österreich-Ungarn gegeneinander. Sobald aber außer den slawischen Balkangebieten auch die Türkei als Ganzes in Frage kam, trat auch ein direkter deutsch-russischer Gegensatz auf. Uns ist nur gedient, wenn die Türkei selbständig bleibt und einen offenen Schauplatz für den Handel und die wirtschaftliche Betätigung aller Völker bietet. Außerdem ist der Bestand der Türkei in politisch-militärischem Sinne geradezu eine Lebensversicherung für Deutschland, denn nachdem wir Deutschen den Türken die Bagdadbahn gebaut haben, ist es möglich, türkische Truppen —

ebenso natürlich deutsche und österreichische — bis nahe an die ägyptische Grenze zu bringen. Ägypten ist der Schlüsselstein im Gewölbe des englischen Weltreichs. Bekommt es einen Stoß, so beherrscht England nicht mehr den Weg nach Indien, nach Australien, nach Ostafrika, dann kann es die Gebiete rings um den Indischen Ozean nicht mehr festhalten; seine ganze Macht kommt ins Wanken. England hat geglaubt, Deutschland baue deshalb diese Bagdadbahn, weil es diesen Stoß ausführen will. Nie haben wir diese Absicht gehabt. Allerdings haben wir uns vielleicht gesagt: Besteht die Türkei weiter, wird sie militärisch gekräftigt und die Engländer wollen uns eines Tages an die Kehle, so können wir etwa auf diesem Wege einen wirksamen Gegenzug ausführen. Die Frage soll hier nicht aufgeworfen werden, ob es wohl jetzt an der Zeit ist, diesen Zug zu tun. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß gerade in Ägypten der Sturz der englischen Herrschaft, der von England selbst leichtsinnig herausgefordert ist, bevorsteht. Alle diese Gründe laufen darauf hinaus, daß wir die Türkei halten müssen und sie keinesfalls an Rußland ausliefern dürfen!

Immer näher gelangen wir damit an den eigentlichen Beweis unseres Themas: Warum der Deutsche Krieg?

Es war das Meisterstück der englischen Politik, daß sie es fertiggebracht hat, Feindschaft zwischen Rußland und Deutschland zu schaffen. Wäre Rußland auf seinen weltpolitischen Bahnen im fernen Osten und in Innerasien weitergeschritten, so hätte sich daraus mit einer gewissen Notwendigkeit eine Entlastung der Gesamtlage im Orient ergeben. Je größer die Erfolge in Asien wurden, desto leichter konnte es den Russen fallen, die Verhältnisse in der Türkei sich mehr im Interesse Österreich-Ungarns und Deutschlands entwickeln zu sehen — um so mehr, als wir ja keine territoriale Vergrößerung, keinen „Platz an der Sonne“ in Konstantinopel

oder dort herum anstrebten. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch die Unterstützung angesehen werden, die Rußland 1895 nach dem ersten Japanisch-Chinesischen Kriege gegenüber Japan durch uns erhielt. Japan hatte China Abtretungen auf dem Festlande, in der südlichen Mandschurei, auferlegt. Das war aber gerade die Stelle, wo die Russen sich vorgenommen hatten, mit ihrer großen sibirischen Pazifikbahn an das eisfreie Meer zu kommen. Hätten die Japaner sich dort festgesetzt, so wäre das sowohl in bezug auf die Mandschurei als auch auf Korea und alle übrigen russischen Ziele in Ostasien ein unangenehmer Schlag gewesen. Rußland gewann also die Unterstützung seines Bundesgenossen Frankreich und als dritten in diesem merkwürdigen Dreibunde Deutschland, um die Japaner aus der Liautung-Halbinsel hinauszunötigen. Die Japaner haben uns das bitter übelgenommen und es uns bis heute nicht vergessen, wenn es auch falsch ist, ihren Überfall auf Tsingtau allein hiervon abzuleiten. Unsere Regierung aber hat sich damals keineswegs um eines unberechenbaren Einfalls willen an die Seite Rußlands gestellt, sondern um Rußlands politisches Feld im fernen Osten erweitern zu helfen. Es war das ein ähnlicher Gedanke, wie wenn Bismarck grundsätzlich die französische Kolonialpolitik unterstützte, um die Franzosen einen politisch-psychologischen Gegenwert für den Verlust Elsaß-Lothringens gewinnen zu lassen.

Für England war es aus mehr als einem Grunde unerwünscht, wenn Rußland bei seiner großen asiatischen Politik blieb. Es drückte auf China, es drückte auf Persien, es wollte nicht nur in der Mandschurei, sondern auch am Persischen Golf den Ausweg zum Ozean haben; es machte mit einer gewissen Absichtlichkeit das mongolische Verwandtschaftsgefühl bei einem Teil der Ostasiaten mobil, und diejenigen Männer, von denen diese ganze Politik vorwärts getrieben wurde, verkündeten

offen das Programm: Rußlands Hand über ganz Asien! England aber wollte selber in China die herrschende Rolle spielen, es besorgte von der Auffaugung ganz Persiens durch die Russen eine schwere Gefährdung seiner indischen Position; es mußte also schon deshalb dafür sorgen, daß die russischen Interessen sich woanders hinwandten. Das alles, und außerdem noch die russisch-deutsche Feindschaft hat England durch den geschickt eingeleiteten Japanisch-Russischen Krieg erreicht.

Es ist bekannt, wie die erste praktische Probe für die antideutsche Einkreisungspolitik nach der Gewinnung Rußlands mißlang. Schon 1908, als der König von England und der russische Zar vor Reval zusammenkamen, sollte eine nähere Verabredung darüber erfolgen, wie die Krisis in der Türkei am besten zum Losbruch gebracht werden könnte. Das Ziel war, England zum Besitz von ganz Arabien, Mesopotamien und Palästina zu verhelfen, Frankreich in Syrien, Rußland in Armenien und Kleinasien zu entschädigen. Gelang das, so konnte England wegen der Bagdadbahn und wegen aller anderen wirklichen oder vermeintlichen deutschen Gefahren ruhig sein. Deutschland gegenüber rechnete man darauf, daß es nicht wagen würde, um der Türkei willen sich in einen Krieg auf Tod und Leben mit Frankreich, England und Rußland einzulassen. Aufrichtigerweise müssen wir uns wohl auch gestehen, daß es nichts weniger als sicher ist, ob ein Krieg zur Verhinderung englisch-russisch-französischer Annexionen im Orient 1908 oder 1909 dieselbe mächtige innere Wirkung auf das deutsche Volk hervorgebracht hätte wie der, zu dem man uns heute gezwungen hat. Für die reifere politische Überlegung liegt es allerdings auf der Hand, daß wir im Orient mit dem Bestande der Türkei und mit der Verhinderung ihres Aufgeteiltwerdens unter unsere Gegner eine wirkliche Lebensnotwendigkeit für Deutschland verfolgen, aber dieser Gedanke war

vor fünf oder sechs Jahren bei uns noch keineswegs durchgedrungen. 1908 verhinderte die türkische Revolution die Ausföhrung des Abkommens von Reval, aber kurz danach brach wegen der Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn die Krisis aus. Ganz deutlich zeigte sich, wie sehr durch den sogenannten Persischen Vertrag von 1907 zwischen Rußland und England das Steuer der russischen Politik von Ostasien fort und wieder auf die Balkanhalbinsel, den Bosphorus und den übrigen Orient zu gelegt worden war. Mit lauten Drohungen forderte Rußland Kompensationen für das in seinen nationalen Rechten und Hoffnungen angeblich gekränkte Serbien auf Kosten Österreich-Ungarns. Im Frühjahr 1909 entstand auf diese Weise bereits genau dieselbe Lage, wie sie jetzt im Juli/August 1914 zum Kriege geführt hat. Österreich-Ungarn wandte sich an uns mit der Frage, ob wir bereit seien, es gegen Serbien, Rußland und was sonst noch daherkommen könnte, zu decken, sobald Rußland von Drohungen zu Taten fortschreiten sollte. Wir bejahten das nicht nur unbedingt, sondern verständigten gleichzeitig auch die russische Regierung direkt.

Rußland war vom Japanischen Kriege her noch so geschwächt, daß es an einen Krieg nicht im entferntesten denken konnte. Es gab zähneknirschend nach und beschloß, fortan mit doppeltem Eifer vorzubereiten, was ihm zur Kriegsbereitschaft fehlte. Nun erst war das Ziel, das England verfolgt hatte, als es 1902 sein Bündnis mit Japan schloß, voll erreicht: Rußland saß wieder im Orient fest, hatte einen Zusammenstoß mit Deutschland gehabt und die Erfahrung gemacht, daß Deutschland ihm für die Verwirklichung jenes mythischen, aber um so fester geglaubten Testamentes Peters des Großen im Wege stand, das der russischen Nation und dem russischen Kaisertum das alte und große Erbe von Byzanz verhieß.

Von 1909 ab kommt in die russischen wie in die französischen Rüstungen ein beschleunigtes Tempo, und sie steigerten sich noch weiter bis zum förmlichen Paroxysmus, als Rußland während der doppelten Balkankrisis 1912/13 von neuem sah, daß Deutschland sowohl was die Vernichtungsabsichten gegen Österreich-Ungarn als auch was die Sehnsucht nach den türkischen Meerengen und nach Kleinasien betraf, ihm den Weg versperrte. Im August 1912 ging Poincaré, damals noch französischer Ministerpräsident, nach Petersburg und Moskau — wie man jetzt weiß, um dem Bündnis mit Rußland den ausgesprochenen Kriegsscharakter zu verleihen. Die Antwort darauf waren unsere große Militärvorlage und die Wehrsteuer. Der Überfall auf Deutschland-Österreich wurde zwischen der französischen und der russischen Militärverwaltung, wie man annehmen darf, für den Anfang oder die erste Hälfte 1916 geplant. Wir waren darüber unterrichtet, und es bedarf keiner Worte, um die volle Schwere unserer militärisch-politischen wie unserer moralischen Lage zu kennzeichnen. Menschlicher Voraussicht nach waren wir nicht imstande, dem Angriff zu entgehen. Wir konnten uns rüsten, aber wir änderten damit nichts an der Tatsache, daß durch das Fortrüsten unserer Gegner die Wagschale tiefer zu ihren Gunsten sank, als wir durch unsere Vorbereitungen auszugleichen imstande waren. Noch besaß zwar Frankreich ein Gewehr, das unserem unterlegen war, aber es war drauf und dran, eine automatische Mehrladewaffe einzuführen, die möglicherweise jenen Mangel mehr als gutgemacht hätte. Noch hatte die französische Artillerie keine schweren Feldgeschütze, aber bis 1916 konnte sie solche ebensogut haben wie wir. Noch war ein großer Teil der französischen Festungen nicht modernisiert, aber sie waren im Begriff, es zu werden. Noch war die Aufstellung der ungeheuren Friedensformationen in Rußland nicht vollkommen durchgeführt,

aber mit jedem Vierteljahr kamen die Russen diesem Ziel näher. Trotzdem, das dürfen wir vor Gott und der Welt bekennen, hätten weder der Kaiser noch seine verantwortlichen Ratgeber den unermesslich verantwortungsvollen Entschluß zum Präventivkriege gefaßt. Auch ein Staatsmann wie Bismarck hat, allerdings unter viel weniger gefährvollen Umständen, auf jeden Fall davon abgeraten. Da, in dieser wahrhaft drohenden Lage, trieb der verbrecherische Wahnsinn des von Rußland angefeuerten und unterstützten Serbentums mit Beihilfe der serbischen Regierung eine Anzahl Verschwörer dazu, den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand zu ermorden, in der Hoffnung, der allserbischen Idee dadurch freie Bahn zur Zertrümmerung Österreich-Ungarns zu machen.

Wenn je ein Blutopfer eine befreiende, eine erlösende Wirkung gehabt hat, so war es dieses. Mit einem Schlage wurde Österreich-Ungarn vor die Frage gestellt: Sein oder Nichtsein? Damit war auch für Deutschland eine Politik ohne weitere Wahl gegeben. Rußland hatte es schon vorher mit der Verlockung versucht, uns Deutsch-Österreich anzubieten, jene zehn Millionen Deutsche, die bei unserer nationalen Einigung 1866 und 1870/71 draußen bleiben mußten. Lieferten wir ihnen die alte Monarchie der Habsburger aus, so mochten wir den Lohn für den Verrat davontragen. Allerdings wäre es nicht auf lange gewesen. Von da an, wo die russische Macht über die Karpathen drang, die rumänische und ungarische Ebene und die Balkanhalbinsel erfüllte, wäre sie, gestützt auf 200 Millionen Menschen und ein zahlloses Heer, in Verbindung mit Frankreich und England für uns zu stark geworden. Nach Österreich wäre Deutschland an die Reihe gekommen. Frankreichs Revanchezorn, Englands Handelsneid wären ein paar Jahre später ebenso sicher für unsere Vernichtung zu haben gewesen wie jetzt — nur mit dem Unterschied, daß unsere

Lage dann nicht nur durch die Vollendung der militärischen Maßnahmen der Verbündeten, sondern auch durch das immense Wachstum Rußlands um soviel schlechter geworden wäre. Als daher Österreich nach der serbischen Untat die Frage an uns richtete, ob wir fest an seiner Seite stehen wollten, sobald es sich entschloß, zum Gang auf Tod und Leben anzutreten, statt zu dem Selbstmord, der ihm zugemutet wurde, da konnte unsere Antwort nicht zweifelhaft sein. Indem wir sie aber gaben, mußten wir uns klar sein und waren uns auch darüber klar, daß wir, wenn auch noch nicht ohne weiteres den Krieg, so doch die nahe Möglichkeit des Krieges wählten. In Wahrheit stand unsere Wahl ebenso wie die Österreich-Ungarns nicht zwischen Krieg und Frieden, sondern zwischen dem Krieg von heute und dem Krieg ein oder zwei Jahre später: nur daß er dann unendlich gefährlicher für uns geworden wäre.

Wer sich den Zusammenhang der Dinge überlegt, der muß sich sagen, daß unser Volk jetzt den verdienten Lohn für die Gewissenhaftigkeit und Willensstärke erhält, mit der unsere Regierung Jahr um Jahr der Kriegsnotwendigkeit, die immer näher heraufzog, Widerstand geleistet hat. Menschlicher Voraussicht nach ist uns heute schon der Sieg über unsere Gegner sicher. Raum aber sind die Dinge so weit, so erhebt auch schon eine neue und große nationale Gefahr ihr Haupt: die Gefahr des halben, kraftlosen, faulen Friedens. Die Versuchung taucht auf, ein Ende der ungeheuren Blutopfer und des Gefahrenzustandes für unsere Volkswirtschaft zu machen, bevor der Gegner so weit zu Boden geworfen ist, wie unsere Waffen das vermöchten, wenn wir sie rücksichtslos einsetzen. Vorsichtige und bedenkliche Leute fangen an zu warnen: seht zu, daß ihr den Kampf zu Ende bringt, bevor das Abschneiden der Zufuhr, die Arbeitslosigkeit und der Hunger unter den Massen zu wirken anfangen. Diese gefährlichen Warner mögen

es noch so gut meinen — in Wirklichkeit sind sie die Feinde Deutschlands, die Feinde unserer Zukunft. Sie unterschätzen die Opferwilligkeit und Opferfähigkeit sowohl der Masse als auch der Besitzenden. Sie haben keine Vorstellung davon, wie tief der Wille zum Sieg, das brennende Verlangen nach Abrechnung mit den Gegnern, die uns erwürgen wollten, der Glaube an die Sicherheit des endgültigen Triumphs heute schon im ganzen deutschen Volke sitzen.

Die Stärke der beiden verbündeten mitteleuropäischen Mächte und vor allen Dingen Deutschlands beruht auf der vollkommenen Geschlossenheit des nationalen und staatspolitischen Willens, der hinter der militärischen Organisation steht, und demnächst auf der ausgezeichneten Beschaffenheit dieser Organisation selbst und der Unmöglichkeit, Deutschland oder Österreich-Ungarn auszuhungern. Beide Länder verfügen über eine genügende landwirtschaftliche Bodenproduktion und einen reichlichen Viehbestand. Ebenso sind alle unbedingt notwendigen Mineralien, wie Kohle und Eisen, vorhanden. Gas, Elektrizität und Dampfkraft können beliebig erzeugt, Waffen und Kriegsmaterial ohne Hilfe des Auslandes in unbeschränkter Menge hergestellt werden. Petroleum und dergleichen sind Galizien und Rumänien wenigstens für den militärischen Bedarf zu liefern imstande. Die Stillelegung großer Industriezweige und die dadurch bedingte Erwerbslosigkeit für viele Millionen ist natürlich ein schweres Übel. Zu einer die nationale Widerstandskraft lähmenden Gefahr könnte es aber von hier aus nur in dem Falle kommen, daß die Opferwilligkeit derjenigen Angehörigen des Volkes, die auch während des Krieges noch über ein Einkommen aus Besitz und Arbeit verfügen, gegenüber der Notwendigkeit versagt, die Arbeitslosen zu unterhalten. Sollte Deutschland aus einem solchen Grunde gezwungen werden können, einen verderblichen Frieden zu

schließen, so ist nur zu erwidern, daß wir dann unser Schicksal verdient haben!

Militärisch, das dürfen wir uns zu unserer Beruhigung mit ehrlicher Zuversicht sagen, ist es überhaupt nicht möglich, eine Macht wie die Vereinigung von Deutschland und Osterreich-Ungarn niederzuringen. Damit das geschähe, müßten uns Gegner gegenüberstehen, die uns nicht nur zahlenmäßig wirksam überlegen, sondern auch an politischer Einheitlichkeit, an nationaler Begeisterung, an äußerer und innerer Höhe der kriegerischen Einrichtungen und an sittlicher Stärke des Kriegesgrundes mindestens gewachsen sind. Davon aber kann bei unsern Feinden im ganzen genommen nicht die Rede sein. Keiner von ihnen verteidigt seine Existenz, Rußland und Frankreich handeln aus verblendeter nationaler Leidenschaft, der ohne Zweifel ein Rückschlag bevorsteht, sobald es zu Niederlagen kommt, und England führt einen Seeräuberkrieg, indem es die letzte sich ihm bietende Gelegenheit benutzt, um das Anwachsen Deutschlands zu einer Größe, die den Gedanken der englischen „Suprematie“ auf den Meeren von selber beseitigen würde, noch zu verhindern. Man weiß ja außerdem, daß nicht einmal dem ganzen England wohl zumute war, als es an den großen Raubzug gegen uns gehen sollte. Weder bei der Masse noch bei den Gebildeten drüben ist der Krieg der einheitliche Ausdruck des nationalen Willens. Bei uns aber ist er von dem Augenblick an, wo man ihn uns aufzwang, dazu geworden.

Wir haben 44 Jahre die Last des bewaffneten Friedens von Europa auf unseren Schultern getragen und wären, was uns angeht, bereit gewesen, es auch noch länger zu tun. Trotzdem die Versicherungsprämie für die Erhaltung dieses Friedenszustandes von Jahr zu Jahr höher wurde, konnten wir mit unserer Lage zufrieden sein, denn sowohl an sich betrachtet

als auch im Vergleich mit unseren politischen Gegnern wuchs unsere Leistungsfähigkeit noch rascher und kräftiger als der Druck der Ausgaben für Heer und Flotte. Blicken wir aber auf die Zeit seit dem Tode Bismarcks zurück und erinnern uns der Anläufe und Eintreisungsversuche, die bald von Osten, bald von Westen, bald über See gegen uns gerichtet wurden! Gedenken wir weiter der Mühseligkeit, des immer wiederholten Haltens, Achzens und Zurückrollens, womit allein der Wagen unserer auswärtigen Politik unter Ach und Krach vorangeschoben werden konnte, weil alle Welt ihre Aufgabe darin sah, Deutschlands weltpolitische Aus- und Zugänge zu verbauen! Fragen wir uns weiter, was diese Erfahrung uns lehrt. Eins lehrt sie uns, nur eins: nachdem einmal, gleich Räubern und Mördern, die Feinde uns, die friedlichsten der Menschen, überfallen haben, darf dieser Krieg nicht anders enden als allein mit der freien Bahn zu den höchsten nationalen Zielen!

Schicksalsfragen sind von den verantwortlichen Männern selten einheitlich beantwortet worden. Die einen sehen klar, daß die Entscheidungstunde da ist und sagen: aufnehmen und durchhalten! Andere dagegen werden durch Charakterveranlagung und Gewissen dazu getrieben, den Frieden dem Kriege vorzuziehen, solange noch eine Wahl zu bestehen scheint. In Wahrheit wäre es diesmal gar keine Wahl für den Frieden gewesen, sondern für einen viel schlimmeren Krieg als den heutigen. Die Einsicht, daß es voraussichtlich so kommen würde, war für sich nicht schwer, aber ihre Wirkung wurde bedrängt durch das Gefühl einer ungeheuren Verantwortlichkeit an den höchsten Stellen der Regierung: dasselbe Gefühl, dem wir unsere innere Einheit in dem Kriege verdanken, der uns betroffen hat. Wäre der Kriegsnotwendigkeit nicht bis an die äußerste Grenze der Selbsterhaltung Widerstand geleistet worden,

so hätten wir im Innern gespalten und nur mit der halben Wucht in den Kampf ziehen müssen! Nun aber war kein Hinauschieben mehr möglich: bekam Oesterreich das Jawort, so hatten wir auch darauf gefaßt zu sein, daß die panslawistische Furie vielleicht die Brandfackel über Europa schleudern würde.

Wir stellen uns vor, wie der Kaiser die eine und die andere Meinung hörte und dann die Entscheidung traf: um der bloßen augenblicklichen Erleichterung willen treten wir nicht auf den Weg, auf dem das Furchtbare bald um so sicherer herankommen wird; wir weichen nicht aus, lassen uns das Gesetz unseres politischen Handelns auch nicht durch feindliche Interessen vorschreiben, sondern nehmen Mut und Einsicht zu Rate und zwingen selber den Gegner, zu bekennen, ob er sich die Larve jetzt vom Räubergesicht reißen oder uns noch länger, den Dolch der uns treffen soll im Gewande, umschleichen will. Wer gerecht ist, muß auch bekennen, daß es im heutigen Deutschland tatsächlich nur einen Mann gab, der imstande war, die volle sittliche Last der Verantwortung für einen Entschluß solcher Art auf sich zu laden: eben den Kaiser. Einem andern als ihm dürften wir so Ungeheures gar nicht zumuten. Wohl uns, daß ihm die Kraft gegeben wurde!

Jetzt kommen die Tage, wo sich wieder derselbe Gegensatz zwischen den Stimmen des sorgenden Überlegens für die Gegenwart und des großen Wollens und Begreifens für die Zukunft erhebt. Man darf wohl annehmen, daß es möglich wäre, mit Franzosen, Russen und Engländern bald zu einem Frieden zu gelangen, der uns unsere Kriegsauslagen erstattet, vielleicht auch noch darüber hinaus eine Geldentschädigung und ein paar kleine Gebietsvorteile gewährt, im übrigen aber die europäischen Verhältnisse und das Weltbild im ganzen ungefähr beim alten läßt. Für einen solchen Entschluß ließe sich mancherlei anführen, was nicht ungewichtig klingt. Wenn wir z. B. die Fran-

zosen schonen und ihnen Gelegenheit zu einem glimpflichen Frieden geben, so kann man sagen: Frankreich wird sich jetzt endgültig überzeugt haben, daß gegenüber der zermalmenden Stärke der deutschen Nation der Revanchetraum endgültig ausgeträumt ist. Schon vor dem Kriege war es während der letzten Jahre deutlich, daß bei den Franzosen eine Stimmung im Wachsen begriffen war, die man kriegsscheu nennen könnte, um sie nicht friedlich zu nennen. Vielerlei Einzelbeobachtungen machten das offenbar; am stärksten die Tatsache, daß die französische Regierung in ihrem Kriegsmanifest an das französische Volk überhaupt nicht gewagt hat, mit offenen und kühnen Worten den endlich gekommenen Tag der Revanche zu preisen und Frankreich zur Wiedergewinnung seiner Größe aufzufordern. Vielmehr hat sie schwächlich gelogen, das überfallene Frankreich müsse sich verteidigen! Alles, was wir jetzt von der Stimmung in Paris und im Lande hinter dem Kriegsschauplatz, ja in der Armee selbst hören, nötigt uns zu dem Schluß, daß die Friedensstimmung mindestens so stark war wie die Kriegsbereitschaft. Also, werden viele sagen: schonen wir Frankreich und verlassen uns darauf, daß die Franzosen nach dieser niederschmetternden Lehre nicht nur halb, sondern ganz zum Pazifismus sich bekehren!

Eine Strecke weit ist es in der Tat möglich, diesem Gedankengang zu folgen. Ein Volk, das 1870 und 1914 erlebt hat, das gezeigt hat, daß es keine moralische und daher auch keine natürliche Wachstumskraft mehr in sich hat, kann im Besitz einer so alten und hohen Kultur, wie sie Frankreich eigentümlich ist, im Grunde nur noch pazifistisch werden. Der verhängnisvolle Irrtum unserer Friedensbereitschaft würde aber da anfangen, wo wir nicht nur den Franzosen, sondern auch den Engländern und Russen gegenüber uns willig zeigten, den Krieg zu beendigen, bevor dafür gesorgt ist, daß in Zukunft

nun endlich der deutsche Gedanke sich frei in der Welt ausbreiten kann. Es ist nicht nötig, daß England und Rußland vernichtet werden — das zu erreichen wäre vielleicht auch zu schwer — aber wir müssen sie so schwer treffen, daß sie fortan sich weder untereinander noch mit Frankreich verbinden können, uns von neuem zu überfallen. Können wir mit Frankreich einen Sonderfrieden schließen, so ist es gut; halten die Franzosen sich durch ihre Ehre für gebunden, an der Seite Rußlands und Englands bis zu Ende auszuharren, so wird sie der Friede mehr kosten, aber wir werden trotzdem gut daran tun, Frankreich die äußeren Grenzen einer Großmacht zu belassen, schon damit wir nicht als die Tyrannen Europas dastehen. Nur dann wären die unermesslichen Opfer dieses Krieges umsonst gebracht, nur dann hätte unser Volk die überwältigende sittliche und materielle Kraftanstrengung, die wir staunend und dankbar erlebt haben, umsonst aus sich herausgeboren, wenn das Ende von allem kein anderes sein sollte als die Erneuerung des Zustandes, den wir so lange haben ertragen müssen: unter Schild und Panzer, das Schwert in der Linken, mit der Rechten Pflug und Hammer zu führen.

Wenn wir heute eine Umfrage in Deutschland täten, beim Heer im Felde, das die Blutopfer bringt, bei den Vätern und Müttern, bei der heranwachsenden Jugend und bei den Frauen zu Hause, die alle um ihr Liebstes bangen, von denen viele die Sorge ums Brot getroffen hat oder noch treffen wird, bei Gebildeten, Arbeitern, Landleuten, bei hoch und niedrig, arm und reich, die Frage: Wollt ihr, daß dieser Krieg zu Ende gekämpft wird, wollt ihr um den Preis, daß es so geschieht, Hunger und Kummer leiden, Tausende, Zehntausende mehr, als sonst geschähe, nicht wiederkehren sehen, oder wollt ihr lieber einen schnellen Frieden, der den Gegner aufrecht stehen läßt, der ihm nur ein paar Scharren in sein Schwert schlägt,

die er bald auswegen wird, uns von neuem zu überfallen — es würde wie ein Schrei vom Heerlager vor Paris bis an die polnische Weichsel gehen: Nein, nein, nein! Wir wollen keinen halben Frieden, wir wollen ein Ende damit gemacht sehen, daß der Feind uns die Lebensluft absperrern kann, die wir als Weltvolf brauchen!

Kluge Leute kommen und sagen: Bedenkt wohl was ihr tut! Deutschland ist schon so sehr in die Weltwirtschaft hinein verflochten, so sehr abhängig von der Zufuhr aus dem Auslande, vom Absatz ins Ausland, daß wir nicht mehr alles an alles setzen können. Noch ist die Not nicht groß, aber wenn so lange Krieg geführt werden soll, bis auch England und Rußland in die Knie gezwungen sind, dann wird der Jammer nach Brot bei uns lauter werden als der Ruf nach Sieg. Rußland ist unermeslich groß, England ist unermeslich reich an Hilfsmitteln! Lassen wir es zum Äußersten kommen, so könnte uns der Atem eher ausgehen als dem Gegner.

Gut, sei es darum. Bevor aber der Kaiser und der Kanzler, die Soldaten und die Generale mit halb getanem Werk nach Hause kommen, soll man das deutsche Volk fragen: Was wollt ihr, daß euch getan werde? Ihr Arbeitslosen, wollt ihr lieber weiter darben? Ihr Besitzenden, wollt ihr lieber immer von neuem so viel von eurem Vermögen hergeben, daß aus dem Mangel jener nicht die quälende Not wird? Ihr Eltern, Frauen, Bräute, Kinder, wollt ihr eure Schützer und Ernährer lieber noch länger vor dem Feinde sehen, dafür aber schließlich den Feind am Boden — oder sagt ihr: Genug des Sparens und Darbens, genug der Toten und Verstümmelten, genug der Steuern, Spenden und Opfer!

Dann, aber auch nur dann, wenn das deutsche Volk, voran seine Besitzenden und Gebildeten, die Führer in Zeiten der Not, sich für den Frieden von heute und den Krieg von

morgen entscheiden, den Krieg, der uns doch nehmen wird, was wir jetzt nicht hergeben wollen, dann mag es Friede sein, ein Friede, dessen Lorbeeren welkten, bevor die Hand sie um den Helm wand, dessen Siegesglocken verstummt, ehe ihr Ton ins Weite drang. Dann ist es gut so, dann haben wir, was wir verdienen. Nur vor einem, das flehen wir, möge uns das Schicksal bewahren, daß Führer wiederkehren, denen das Heer und das Volk zurufen: Unser Blut und unser Gut, unsere Seelen und die Blüte unserer Kraft haben wir dargeboten, damit es ein guter Friede werde, nun aber ist es doch ein fauler Friede geworden!

:: Bücher zur Politik und Zeitgeschichte ::

Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. Von J. J. Ruedorffer.

Vornehm gebunden M 6.50

Vester Lloyd, Budapest: „Die Warte, die sich die Kulturmenscheit aufgetürmt hat, um von dort alles Geschehen um sich her zu überschauen, steigt immer stolzer in die Höhe. Aller Hemmungen frei, waltet hoch oben der Blick in die Tiefe und Ferne, und das Weltgeschehen wird ihm offenbar. Nicht jedem ist die Flugkraft gegeben, die ihn in solche Höhen führt, nicht jedermanns Auge so scharf, um die Erscheinungen aus solcher Perspektive zu beobachten; aber wer diese beiden Gaben besitzt, verdient, daß man sich ruhig seiner Leitung anvertraue, daß man mit seinem geschärften Auge schaue und mit seinem verfeinerten Gehör höre. J. J. Ruedorffer hat diese erstaunliche Schwungkraft, dieses Weltumfassende des Sehens. Sein Werk atmet echte lautere Höhenluft, und es kommt einem erquickenden Ausfluge gleich, ihn auf die mächtige, freie Plattform seiner weltpolitischen Gedanken zu begleiten. Ein ernstes Buch von starker Beweisraft, von reicher Gedankenfülle, und bei aller Monumentalität der Linienführung von straffster Dekonomie. Ruedorffer schließt die Energien auf, die das politische Weltgeschehen der Gegenwart bestimmen, untersucht die einzelnen Komponenten und fügt sie wieder zu einer Resultante von fast organischer Vollkommenheit.“

Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. Von W. von Massow.

Vornehm gebunden M 7.—

Dr. Bleck in der Staatsbürger-Zeitung, Berlin: „Das Werk bietet eine ausgezeichnete Orientierung über die letzten fünfundzwanzig Jahre unserer innerpolitischen Geschichte. Der Verfasser hat es verstanden, die großen Richtlinien, nach denen die Entwicklung verlief, hervorzuheben und aus dem Wirrwarr der hin- und herwogenden Kämpfe der Parteien untereinander und der Regierung den innersten Kern der Gegensätze herauszuschälen.“

Beide Bände gehören dem Sammelunternehmen

Das Weltbild der Gegenwart

Herausgegeben von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt
an, das in 20 Bänden zum Subskriptionspreis von M 6.— pro Band erscheint. Die Bände sind auch einzeln zu verschiedenen, dem Umfang der Bände entsprechenden Preisen zu beziehen. Ausführlicher Prospekt hierüber kostenlos durch jede Buchhandlung oder auch durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

